

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Krüger, Michael
Hellwach gehe ich schlafen

100 Gedichte
Herausgegeben von Hans-Ulrich Müller-Schwefe

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4722
978-3-518-46722-0

suhrkamp taschenbuch 4722

»*Hellwach gehe ich schlafen*« präsentiert eine Auswahl von hundert Gedichten aus vier Jahrzehnten.

Seit vierzig Jahren veröffentlicht Michael Krüger, den die Welt als Verleger, Herausgeber, Rezensent und als Autor kennt, Gedichtbände: mit großen und kleinen, lang- und kurzzeiligen und auch sonst sehr unterschiedlichen Gedichten. Vielerlei Beobachtungen und Erfahrungen, Fragen und Überlegungen, Wörter und Sachen fließen in seine Gedichte ein – lauter empfindliche Kunstgebilde, die angesichts der Fülle einen klaren Klopff behalten. Nicht um Vereinfachung, Botschaft, virtuose Überrumpelung geht es in Michael Krügers Gedichten, sondern stets um ein Offenhalten: um Wortmeldung in Sprachräumen, Konstellationen der Gegenwärtigkeit.

Michael Krüger, geboren 1943 in Wittgendorf/ Kreis Zeitz, lebt als Autor in München. Zuletzt erschienen im Suhrkamp Verlag: *Umstellung der Zeit*, Gedichte, 2013; *Ins Reine*, Gedichte, 2010.

Michael Krüger

»Hellwach gehe ich schlafen«

Hundert Gedichte

Ausgewählt von

Hans-Ulrich Müller-Schwefe

Suhrkamp

Erste Auflage 2016
suhrkamp taschenbuch 4722
© Suhrkamp Verlag Berlin
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlagfoto: Isolde Ohlbaum
Umschlaggestaltung: heißmann, heilmann, hamburg
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46722-0

»Hellwach gehe ich schlafen«

Kaum hat man die nebligen Regionen
des Träumens verlassen, wo das Glück
aus den Mauern wächst und Schatten
sich begrüßen wie uralte Feinde,
fühlt man sich verpflichtet, sich neu
zu verschulden: Ein wenig Liebe,
mit gefrorener Tinte quer über
den Leib geschrieben, ein wenig Gesinnung,
ein paar Geständnisse, um Unbekannte
anzulocken, die nichts von uns wissen,
ein Bündel jämmerlicher Theorien,
damit das Gespräch mit den Toten
nicht abreißt. Aber es langt nicht.
Also zurück zu den Träumen.

Wie Gedichte entstehen

Wie Gedichte entstehen

Jeder kennt den Moment,
da man auf die Lichtung tritt
und die Hasen,
nach einer Sekunde des Zögerns,
im Unterholz verschwinden.
Es gibt kein Wort,
das sie aufhalten könnte.
Du bist wohl nicht bei Trost,
sagte mein Vater,
wenn mir die Tränen kamen.
Wie soll man ein Ganzes denken,
wenn man nicht weiß,
was ein Ganzes ist?

Wenn du die Treppe hinaufgehst, gib acht,
daß du die Kerbe triffst, von tausend Schuhen
getreten. Wenn du ins Haus trittst, ergreife
die helle Klinke, von tausend Händen gefaßt.
Nimm die alte Tasse, die mit gebrochenem Henkel,
den Teller mit Sprung. Betrachte die Bilder,
die kein Lob lackierte, den kippelnden Tisch.
Frage nach Wasser, wenn sie dir Wein einschenken,
in Worten, die nicht nach Ewigkeit schmecken.
Von allen Vögeln widme dich dem Spatzen zuerst,
dann der Krähe. Preise das Gras und die Flechte.

Ins Reine

Wir haben meine Kindheit nachgestellt
mit unscheinbaren Dingen.
Einem Tannenzapfen, Brotkrumen,
Schlüsseln, einem schwarzgeäderten Stein,
alles, was zur Hand ist und beweglich.
Nur haben die Dinge die Neigung,
nach eigenem Belieben zu handeln,
und die Bahn, die ich auslegen wollte,
neigt sich ständig vor und zurück.
Ich sehe das, was ich nicht mehr bin,
aber ich sehe nicht mich.
Ein Apfel rollt traurig vom Tisch
und bricht, wie Wörter brechen,
wenn man sie lang nicht benutzt.
Überlaß es den Vögeln, das Gekrakel
ins Reine zu schreiben, auf sie ist
Verlaß.

Es ist nichts passiert,
was sich aufschreiben ließe.
Nur ist die Welt manchmal
so groß, daß die Wörter
sich darin verlieren.
Dann gehe ich zum See
und schaue den Enten zu.
Wenn die Wellen, die sie
im Wasser bilden, das Ufer
erreichen, strecke ich mich
im hohen Gras aus und bin
nicht mehr zu finden.

Große schwarze Vögel
besetzen seit Tagen das Land.
Sie nehmen uns, ungerührt,
das Wort aus dem Mund.
Was wollten wir erzählen?
Davon, wer wir sein wollten,
bevor Mord und Totschlag
unsere Nachbarn wurden,
einer links, einer rechts.
Jetzt verlieren wir wortlos
die Zeit. Die Vögel, ungerührt,
reden sich ein in ihre
schwarze Welt.

Späte Lektüren

Der Sturm reißt an den Läden,
als wolle er das Licht rauben,
das die Schrift mühsam hervorbringt,
mein Festland der Träume.
Ein Krieg, der zu lange dauert,
ist nicht zu gewinnen.
Er schläft irgendwann ein.
Dabei glaubten wir doch,
wir Ungläubigen, vom Himmel
sei nichts zu befürchten.
Die Kiefer, tagsüber aufrecht
wie ein Großinquisitor,
legt sich krumm und schreibt
ihr Geständnis ins Gras.
Anfällig sein. Anfällig bleiben
wie der bleiche Bach,
der sich ständig erneuert
in einer anderen Sprache.
Wäre es anders, wir hätten
das Paradies nicht verlassen müssen.

Gedicht

Ich könnte von Kriegen erzählen,
von Göttern, die sich aus Langeweile
das Leben ausdachten, von Igel
in meinem Garten, von mir.
Ich könnte von einem Mann erzählen,
der die Lesarten des Unglücks studiert
wie ein rumänischer Philosoph.
Auch mit Lorbeer
kann man Dämonen vertreiben.
Aber lieber die Klappe halten,
die Stille ist laut genug.

Claude Simon

Im Traum setzte sich
Claude Simon neben mich,
ganz grün im Gesicht.
Er hatte, aus Versehen,
Bouletten gegessen,
am Wannsee in Berlin.
An seinen kleinen Händen
zog ich ihn zurück
ins wirkliche Leben.
Wir tranken seinen Wein,
einen provençalischen Roten,
und lasen die Georgica,
die er neu schreiben wollte
nach dem Krieg.
»Verzicht auf Verwirklichung«,
viel mehr sagte er nicht,
Sprechen war nicht seine Stärke.
»Sehen Sie den Schmetterling?«
sagte er zum Abschied,
»Odysseus, der nicht heimkehren will.«
Da wachte ich auf.

Über eine Fliege

1

Unerledigte Briefe, Übertragungsverbote,
müde Gesichter, des Begehrens leid,
am Telefon will jemand die Schönheit
verteidigen. Und schließlich, der Tag
wollte sich schon davonstehlen,
meldete sich in all dem unbeschriebenen
Leben ein wartendes Gedicht.
Es fehlt die absolute Konstanz der Dinge,
es fehlt an allem. Ein paar Wörter
durchziehen mich restlos, widerstehen
dem Versuch, mit ihnen einen Satz
zu schließen. Ich bin allein
mit einer Fliege, die mich umkreist.
Ich warte, sie fliegt. Und wenn ich
endlich schreiben will, landet sie
auf meiner rechten Hand.

2

Warum meine Hand, Fliege,
warum nicht das weiße Papier,
der angefangene Satz
(unter dem pergamentenen Flügel),
das Fenster, die Lampe, der Tisch.
Die Hand ist ein Magnet für diese Fliege,
das starre Zentrum ihres kugeligen Raumes.
Woher weiß sie, daß ich willig Opfer bin?
Sie weiß alles.

3

Über Fliegen weiß man wenig, über Bienen
alles. Man kennt den Schwänzeltanz
der Honigbiene, man hat die Selbstjustierung
dieser Tiere untersucht im Schwerfeld
der Erde, ihre Reizung durch die Folge
der Gezeiten. Man hat sie kürzlich
nach New York geflogen, ihren Zeitsinn
zu bemessen, ob er endogen gesteuert ist.
Aber was weiß man schon
von diesem leichtsinnigen Körper,
der mich am Schreiben hindert?

4

Langsam wird es ungemütlich,
und keiner da, der mich befreit.
Entferne ich mich,
wenn ich über eine Fliege schreibe,
zu weit von der Wirklichkeit,
und von welcher?
Die Fliege schreibt ihre zarten Nekrologe
gut lesbar auf meine Haut, dreht eine Runde,
landet und fährt mühelos fort,
sehr innig und nicht zu rasch.
Irgendwo im Haus wird Musik gespielt,
einer hustet bei geöffnetem Fenster,
über mir schreibt einer wie wild
auf seiner elektrischen Schreibmaschine,
als gäbe es noch etwas zu berichten.